



Der Christenbote

♦ ♦ ♦ Monatsblatt ♦ ♦ ♦

für die deutschen evangelischen Gemeinden in Santa Catharina
und in Mittelbrasilien.

Herausgegeben von der Evangelischen Pastoral Konferenz von Santa Catharina und der Synode Mittelbrasilien.

Bestellungen auf den Christenboten nehmen entgegen die Pfarrämter in Badendorf, São Bento, Blumenau, Brusque, Florianópolis, Hammonia, Itoupava, Pomerode, Quadro-Braço do Norte, Cheresopolis, Santa

Chereza, Gimbo in Santa Catharina; Lapa in Paraná, Santos, São Paulo, Rio Claro, Campinas in São Paulo; Juiz de Fora in Minas Geraes; California, Leopoldino I in Espírito Santo; Rio de Janeiro, Pe-

ropolis in Rio de Janeiro. Der Christenbote erscheint Anfang jedes Monats und kostet in Santa Catharina \$1000, in Mittel-Brasilien \$200. Der Bezugspreis ist an die betreffenden Pfarrämter zu entrichten.

7. Jahrgang.

Blumenau, im Juli 1914.

Nr. 7.

Bekanntmachung.

Die ordentliche Tagung der Evangelischen Pastoral Konferenz von Santa Catharina für das Jahr 1914 findet am 22. und 23. August d. J. in Blumenau statt.

Der Festgottesdienst wird am Sonntag, dem 23. August, vormittags 10 Uhr, in Itoupava gefeiert.

Der Vorsitzende:
Pfarrer Mummelthay.

Lebensmut.

Wer will uns scheiden von der Liebe Gottes?
Röm. 8, 35.

Die Welt wird schwerer mit jedem Tag; man weiß nicht, was noch werden mag. Als wir im Frühling des Lebens standen, klang es anders. Wir meinten, es würde sich alles, alles wenden und leichter werden. Aber der Frühling verblühte, und das Leben wurde schwerer von Jahr zu Jahr. Und wird es immer noch. Die Aufgaben wachsen und die Kräfte nehmen ab. Die schweren Ketten alter Fehler und Gewohnheiten klirren täglich, und immer noch Ungebändigtes spielt uns täglich arge Streiche. Wie wollen wir dem begegnen, das sich unaufhaltsam näher wälzt?

Es ist kein Zufall, daß das Wort „Lebensmut“ da ist. Daß zum Leben Mut gehört, merkt jeder, dem die Seifenblasen zersprungen sind. Woher nun nehmen ihn alle die beneidenswerten Leute, die der Welt ein Schnippen schlagen und lustig in den Tag hinein leben?

So sagen wir, wenn wir Leichtsinns und Lebensmut verwechseln. Das kommt alle Tage vor. Aber wenn die Schmetterlinge in den kalten Regen geraten, kommt der Irrtum heraus. Hilfloser, trostloser, mutloser ist niemand in schwerer Zeit als diese beneideten Leute, die mit dem Leben nur spielen gelernt haben, aber kämpfen nicht. Starke Getränke machen den Menschen schwach, geistige geistlos, Leichtsinns macht das Leben schwer. „Es wird schon gehen“ — gewiß. Es fragt sich nur, wohin?

Wir brauchen Mut, nicht Leichtsinns; je älter wir werden, um so mehr. Im Unservater sollte eine Bitte stehen, vom Lebensmut. Oder steht sie schon darin? Lebensmut gehört auch zum täglichen Brot und zu unsern Schulden und zu allem Uebel.

Lebensmut ist Unsinn, wenn es nichts gibt, das größer ist als alle Uebel. Ist es Lebensmut, wenn Vögel gegen Wände flattern? Es ist Unsinn. Lebensmut hat nur Sinn, wenn alle Mauern von Not und Tod uns das Lebensziel nicht verbauen können. Wenn nichts uns scheiden kann vom tiefsten Leben.

Lebensmut und Lebensziel, die beiden gehören zusammen. Haben wir ein Lebensziel? Stundenziele, Tagesziele, Jahresziele haben wir. Aber die zeigen kein Lebensziel. Wir sind nicht gefragt worden, ob wir zum Leben kommen wollten. Nun sind wir da und suchen mit allen Fasern — was denn? „Befriedigung des Suchens.“ Aber der Bach unsres Lebenswillens rennt gegen Wände und Dämme, staut sich, verschlammt und verdunstet. Ist das seine Bestimmung? Es muß etwas da sein, wo er hingehört. Es muß ein Wille sein, in den er hineingehört. Der Bach auf der Bergwiese weiß nicht, wohin er gehört, und ist doch ein Bild des Lebensmutes in seinem unaufhörlichen Drängen. In uns drängt Ewiges zum Ewigen und findet die Not des Lebens quer über den Weg gelegt. Wie sollen wir da hindurchkommen?

„Ich komme nicht durch“ — das ist der Trauerakkord des gebrochenen Lebensmutes.

Da hat einer die Vorzeichen geändert. Eines Tages standen Menschen auf diesem Planeten, standen vor Wänden von Leid, Schuld und Tod und sagten ihnen ruhig und bestimmt: „Ihr könnt uns nicht scheiden von der Heimat, zu der wir drängen. Wir — kommen — durch! Wer will uns scheiden von der Liebe Gottes? Trübsal oder Angst oder Verfolgung oder Hunger oder Blöße oder Fährlichkeit oder Schwert? ... In dem allen überwinden wir weit durch den, der uns geliebt hat.“

Was war geschehen, daß solche Sprache möglich wurde? Ein reiner, klarer Wille war mit Schmerzen, aber von Herzen in den unbegreiflichen Willen des Ewigen untergetaucht und dann aus unfassbarer Tiefe wie entfesselter Sturm aus verzagten Menschen hervorgebrochen. Die waren vor das Rätsel gestellt, daß hoffnungslose Lebensvernichtung in überströmende Lebensentfaltung verwandelt war. Von wem? „Es kann niemand einem Starken in sein Haus fallen und seinen Hausrat rauben; es sei denn, daß er zuvor den Starken binde und alsdann sein Haus beraube“ (Markus 3, 27). Eine Macht, die offenbar stärker ist als der Tod, hat das absolute Lebenshindernis zur Lebensförderung gemacht. Da war ein unerschöpflicher Brunnen des Lebensmutes aufgesprungen. Denn „die sind schwer zu erschrecken, die den Tod nicht fürchten.“ Aus diesem Brunnen stammt das Neue Testament und das Wort: „Nichts kann uns scheiden von der Liebe Gottes.“

Solche Worte sterben unrettbar den Phrasentod, wenn sie die Luft des Allgemeinen atmen müssen. Leben können sie nur in der Anwendung auf die einzelne Stunde. Sie stehen wunderbar auf, wenn wir es den einzelnen Dingen ins Gesicht zu sagen wagen, daß sie machtlos sind. Wenn wir es jeder einzelnen Enttäuschung, jeder zerbrochenen Hoffnung, jedem Mißerfolg, jedem Zusammenbruch der Kräfte, jedem Rückfall, jeder Pein, jedem Kummer scharf und deutlich sagen: Du kommst von Gott.

Du mußt mir helfen, zu ihm zu kommen. Du mußt mir dienen, mich zu ihm zu tragen. Du kommst zu rechter Stunde; denn ohne dich käme ich jetzt Gott nicht näher. Du machst einen Strich durch meine Stunden-, Tages-, Jahresziele. Gerade darum bist du mir ein Gruß von Gott, der größer ist als du und dich schickt, um mir zu sagen, daß er viel Größeres für mich habe, als ich mir träumen ließ. . .

Und wenn es zum Sterben geht: „Ich sterbe nicht — mein Elend stirbt.“

* * *

„Solchen Lebensmut gib uns heute!“ Dann mag das Leben schwerer werden mit jedem Tag, — wir wissen, was noch werden mag: Er will uns mit allem zu sich ziehen aus lauter Güte.

P. I.

Was besitzt, was kostet, was leistet die Kirche?

(Von Pfarrer Schneider-Elberfeld, Herausgeber des „Kirchlichen Jahrbuchs für die evang. Landeskirchen Deutschlands“.)

Unter obiger Unterschrift ging neulich ein Artikel durch die Presse, der — gestützt auf mißverständene Angaben des Bayr. Statist. Landesamtes — die irrtümliche Vorstellung erweckt, als sammle die Kirche unermessliche Reichtümer zur „toten Hand“ und bereichere sich am Nationalvermögen. Da der uns unbekannte Verfasser des Artikels auch auf das „Kirchliche Jahrbuch“ Bezug nimmt, freilich in mißverständlicher Weise, sei es dem Herausgeber desselben gestattet, einiges klarzustellen.

1. Was besitzt die Kirche?

Nach einer Angabe des Bayr. Statist. Amtes, die selbstverständlich zutreffend ist, beträgt das Gesamtvermögen aller Stiftungen in Bayern 1200 Millionen Mark; davon kommen 719 Millionen für Kulturzwecke in Betracht, 468,8 Millionen für Wohltätigkeitszwecke. Das ist so zu verstehen, daß die erstgenannte Summe, die natürlich zum Teil auch reinen Wohltätigkeitszwecken dient, von kirchlichen Instanzen, die letztgenannte von bürgerlichen Instanzen verwaltet wird. Auf die katholische Kirche entfallen rund 600 Millionen, auf die evangelische 115½ Millionen. Der Anonymus meint nun, man habe das „Kirchenvermögen“ in Deutschland, anlässlich der Frage der Heranziehung zur Wehrsteuer, auf eine Milliarde geschätzt; angesichts obiger Zahlen könne man aber ruhig 3 Milliarden schreiben. Hier führt nun die Phantasie das Wort. Aus den bayrischen Zahlen kann man ohne weiteres diesen Schluß nicht ziehen, wenigstens nicht, so weit die evangelische Kirche in Frage steht. Die Bayerische evangelische Landeskirche hatte bis vor kurzem keine Kirchensteuer, daher war das fundierte Kirchenvermögen notwendigerweise höher, als anderswo; es wirkte entlastend. Und vor allem: es wäre völlig irreführend, obige Summe schlechtweg „Kirchenvermögen“ zu nennen.

Die Verhältnisse der katholischen Kirche lassen wir im folgenden außer Betracht. Wir sind da nicht orientiert. Wir erörtern die Frage:

Was besitzt die evangelische Kirche?

Zunächst die Vorbemerkung: Die Kirche „besitzt“ überhaupt nichts (oder wenig) in dem Sinn, wie ein Privatmann etwas besitzt, der über seine Habe nach freiem Ermessen verfügen kann. Alles Vermögen der Kirche ist mit moralischen oder gesetzlich fixierten Verpflichtungen belastet. Und dann die Frage: wer ist das, die „Kirche“? Es sind wohl zusammen die Zentralinstanzen gemeint (die Kirchenbehörden) und die Summe der einzelnen Ortskirchengemeinden. Jede Kirchengemeinde ist ja Rechtspersönlichkeit. Gewiß haben einige wenige Kirchengemeinden von alters her reiche Fonds, meist aus Grundbesitz herührend; die Erträge derselben sind teils für Wohltätigkeitszwecke, teils für Besoldungszwecke festgelegt. Eine Kirchengemeinde in dieser Situation hebt keine oder wenig Kirchensteuer, sie entlastet also die Allgemeinheit. Aber die meisten Kirchengemeinden haben wenig oder nichts; das kann selbst dann so sein, wenn sie mit Millionen im Aktivvermögen zu Buche stehen. Uns schwebt das Bild einer Großstadtkirchengemeinde vor, die etwa 2 Millionen „besitzt“, alte zum Teil jahrhundertalte Stiftungen, aber deren Erträge sind stiftungsgemäß festgelegt, z. B. für Armenzwecke, Witwen- und Waisenfürsorge, Erziehung verwahrloster Kinder und dergleichen. Die Gemeinde ist also nur Verwalterin dieses Vermögens, sie „besitzt“ es nur auf dem Papier. In Wirklichkeit besitzt die erwähnte Gemeinde nur einen Reservefonds von 50 000 Mark und hebt 35 Prozent Kirchen-

steuern. Dieses Beispiel mag dartun, daß eine Statistik über den „Besitz der Kirche“ doch nur sekundären Wert hätte. Hierin und nicht in irgend welchen Verdunkelungsbestrebungen liegt die Schwierigkeit.

Ein weiteres: Dieselbe Gemeinde unterhält ein Erziehungs- haus für verwahrloste Kinder unter eigenem Kuratorium. Die Anstalt hat die Rechte einer juristischen Person. Ihre Aktiva stehen mit 200 000 Mark zu Buche. Ist das „Kirchenvermögen“ oder nicht? Man kann die Frage mit Ja und Nein beantworten. Die Gemeinde hat weiter nichts davon, als daß sie jährliche Zuschüsse giebt. Also ehe man da eine genaue Statistik erlangt, muß man den Begriff „Kirchenvermögen“ erst klar präzisieren. Niemand hat etwas gegen eine statistische Aufstellung in diesem Sinne, im Gegenteil, wir wären froh, sie zu haben. In der Tat sind wir hier lediglich auf Schätzungen angewiesen. Wenn aber eine Aufstellung auch Milliarden ergeben sollte, so ist das kein Vermögen zur „toten Hand“ — wir hätten diesen Ausdruck in der „Chronik der christlichen Welt“ (1913, Nr. 37) gern vermieden — sondern Vermögen in steter Arbeit, in lebendigem Fluß — davon nachher.

Was die Zentralinstanzen (wenigstens in Preußen) besitzen und verwalten, liegt durchaus nicht im Dunklen. Auf den Provinzial- und Generalsynoden wird darüber verhandelt. Was z. B. Unterstützungsfonds (Kollektenfonds) des Evangelischen Oberkirchenrats in Berlin einnimmt und ausgiebt, ist alle Jahre im Kirchlichen Jahrbuch nachzusehen.

Wir fassen zusammen: die Behauptung, die Kirche ver- schleierte ihren Besitzstand, sie besitze Milliarden und entziehe das dem Nationalvermögen, ist ungerechtfertigt und gehässig.

2. Was kostet die Kirche?

Antwort: Kirchensteuern. Jede Gemeinschaft bedarf der finanziellen Basis. Der Anonymus scheint zu glauben, daß die Kirchensteuern von oben her befohlen werden. Jede Kirchengemeinde beschließt durch ihre geordnete Vertretung die Höhe der Steuer nach Maßgabe ihres Bedarfs; dieser Steuerbes- schluss unterliegt der Genehmigung des betr. Konsistoriums und — der Regierungen (zum Zweck der Vollstreckbarkeit). Nur nach Bedürfnis des vorher aufgestellten Etats wird die Kir- chensteuer bewilligt, nicht nach Willkür. Und die etatsmäßige Verwendung wird wieder genau kontrolliert, durch Synodal- Rechner (bzw. Rechnungs-Ausschuß) und Konsistorium. Auch da giebt's keine Dunkelheiten. Der Anonymus bellagt, daß bis 1909 nichts darüber bekannt gewesen sei, wie viel Kirchen- steuern überhaupt in Deutschland aufgebracht werden. 1905 seien es rund 65 Millionen gewesen, 1913 berechnet er 112 Mil- lionen. Mag sein. Gegen eine genaue statistische Aufstellung hat auch hier niemand etwas einzuwenden. Aber sie wäre ziem- lich zwecklos. Abgesehen davon, daß sie längst veraltet wäre im Moment der Veröffentlichung (das geht ja mancher Statistil so), wären ihre Resultate auch ziemlich belanglos, da ja der Prozentsatz der Steuer ganz außerordentlich differiert je nach der Situation der Einzelgemeinde. Viel wichtiger ist es, das Staatssteuersoll der evangelischen Kirchensteuerzahler zu wissen, und darüber liegt keinerlei Dunkelheit.

Aber was kostet die evangelische Kirche dem Staat? Die evangelische Landeskirche Preußens nicht 40½ Millionen, wie der Anonymus meint, sondern 26 Millionen. Ein Teil dieser Zuschüsse beruht auf rechtlicher Verpflichtung. Man vergleiche mit dieser Summe einmal die 166 Millionen, die der preußische Staat alljährlich allein für das Volksschul- wesen ausgiebt. Jeder Preuze ist stolz auf die Leistung. Sie dient Kulturzwecken. Wir neiden sie der Schule nicht. Aber man soll auch der Kirche ihren bescheidenen Staatszuschuß nicht neiden. Er dient auch Kulturzwecken, den höchsten, die es giebt.

Völlig unbegründet ist vollends der Vorwurf: „Das Kir- chenregiment legt nicht einmal öffentlich Rechnung über die Verwendung der Staatszuschüsse, die in Preußen allein 40½ Millionen betragen.“ Das Kirchenregiment empfängt diese Zu- schüsse zum Teil überhaupt gar nicht, wie kann es also darüber Rechnung legen? Ein Beispiel. Als Rente an die Alters- zulagekasse für evangelische Geistliche stehen 8 050 000 Mark zu Buche. Die Geistlichen empfangen diese Alterszulage durch die Kreiskassen, diese berechnen sie durch die Regierungshauptkassen. Wie soll also die „Kirchenregierung“ darüber Rechnung legen? Wenn sich hier der Anonymus zum Beweis auf einen Satz im Kirchlichen Jahrbuch, 1912, S. 378, bezieht, so hat er über- sehen, daß der einen ganz andern Sinn hatte. Es handelte sich da um gesetzliche Beiträge der Kirchengemeinden zu landes- kirchlichen Fonds, nicht um Staatsbeiträge. Jene wachsen

mit der Steuerkraft der Kirchengemeinde, die Ansprüche an den Fonds wachsen ebenfalls. Nur das wurde im Jahrbuch moniert, daß über das Verhältnis dieses gegenwärtigen Wachstums keine Spezialzahlen gegeben waren. Der Anonymus möge daraus entnehmen, daß das Streben nach Durchsichtigkeit und Klarheit durchaus nicht perhorresziert wird. Wir fürchten, aus der Annahme, als hätten die „kirchlichen Instanzen“ Ursache, ihr Finanzwesen in Dunkelheit zu hüllen, spricht etwas von demagogischem Uebelwollen. In der kirchlichen Finanzverwaltung ist alles sauber und rein.

Kirchensteuern — das bloße Wort erbittert manchen. Und die freigeistige Agitation macht sich die natürliche Steuersehe, die sich der Kirchensteuer gegenüber noch steigert, oft in sehr unfairer Weise zunutze und redet hier ungeschönt und offen von einer „Ausbeutung des Volkes“. Oft genug ist es so, wie beim Erfurter Kriegsgericht, wo ein Angeklagter, der gewaltig bramarbasiert hatte, er müsse mit seiner Steuer die Hungerleider von Beamten erhalten, auf die Frage, wieviel Steuern er denn zahle, kleinlaut antworten mußte: gar keine. Einem Verheiratheten, der um der „schweren Kirchensteuer willen“ seinen Austritt aus der Landeskirche anmeldete, konnte ich vor etlichen Jahren leicht ausrechnen, daß er, der jährlich 1,80 Mark zahlte, in einem Jahr mehr als das Zehnfache von der Kirche erhalten hatte.

Kirchensteuern sind eine verwaltungstechnische Notwendigkeit und — ein sozialer Segen. Sie dienen dem Ausgleich. Sie drücken nur reiche Leute, sie helfen dem Armen — geistig und leiblich. Viele Kirchengemeinden lassen die untersten Steuerstufen völlig kirchensteuerfrei aus technischen (die Erhebung deßt mancherorts die Kosten kaum) und humanen Rücksichten. Die Kirchensteuern sind minimal gegen die Kommunalsteuern, außerdem kann sich ihr jeder schließlich entziehen, der mit der Kirche brechen will, was bekanntlich bei Staats- und Kommunalsteuern nicht der Fall ist.

Von irgend welchen Dunkelheiten ist auch hier nicht die Rede. Jede Kirchengemeinde (in Berlin die Stadtynode), hat ihre Steuerbeschlüsse ordnungsmäßig zu veröffentlichen und, wie vorhin schon gesagt, der Aufsichtsbehörde zur Genehmigung zu unterbreiten.

(Schluß folgt.)

Front gegen die Begehrlichkeit der Mission.

Bei den letzten Verhandlungen des deutschen Reichstages über die Kolonien ist von allen Parteien die Tätigkeit der Missionen mehr als je gewürdigt worden. In der Presse dagegen hat es gleichzeitig nicht an Angriffen gefehlt, die in einem Artikel der „Kölnischen Zeitung“ vom 11. März, „Die Etatsberatungen über die deutschen Schutzgebiete“, ihren schärfsten Ausdruck gefunden haben und in der Forderung gipfeln: „Es ist an der Zeit, daß gegen solche Begehrlichkeit Front gemacht wird.“

Front gegen die missionarischen Großgrundbesitzer! „Denn“, so schreibt der Kenner der kolonialen Verhältnisse, „draußen haben sich die Missionare die schönsten Plätze, das fruchtbarste Land zu verschaffen gewußt.“ Mit deutlicher Anspielung auf Kamerun wird gesagt, daß die Deutschen kaum das Land betreten hätten, als sich auch schon die tote Hand über den Besitz hergemacht habe, so daß zwei Missionen an der Spitze der Großgrundbesitzer ständen. Wer das Land der Baseler Mission am Kamerunberge kennt und mit den großen von der Pflanzungsgesellschaften erworbenen Gebieten vergleicht, weiß, welche Uebertreibung hier vorliegt. Jeder Landkauf in den Kolonien unterliegt der Genehmigung der Kolonialbehörde. Die von der Mission erworbenen Ländereien dienen in erster Linie der Ansiedlung der Christen und der Anlegung von Schulplantagen, deren Ertrag somit unmittelbar den Eingeborenen zugute kommt.

Freilich eben auf diesen Schulplantagen, so wird weiter gefordert, gilt es Front zu machen gegen missionarische Ausnutzung der Kinderarbeit! „Denn die Missionare sind gewohnt, das ora et labora dahin auszulegen, daß sie unbezahlte Kinderarbeit benutzen, um ihre Kaka- und Kaffee-Ernte einzutun. Ist aber neben der Mission eine Pflanzung, so ist der Kampf da, denn die Mission zahlt den ortsüblichen Lohn, und zu ihr laufen folglich die Neger.“ Schredlich, diese Ausbeutung durch die Apostel der Liebe! Aber bemühen sich nicht die Missionare grade eben durch die Beschäftigung der Jugend auf dem Acker, die Forderung zu erfüllen: „Der Neger muß zur Arbeit erzogen werden?“ Sollen etwa die Schü-

ler, die von der Mission in Internaten umsonst beköstigt, unterrichtet und erzogen werden, noch Geld für die Arbeit erhalten, deren Ertrag natürlich jenen Anstalten zugute kommt? Gegenüber allzu hohen Forderungen an die geistige Ausbildung der aus den Missionschulen hervorgegangenen und besonders in Westafrika sehr geschätzten eingeborenen Gehilfen der Beamten, Kaufleute und Pflanzler haben grade die Missionen betont, daß einseitige intellektuelle Ausbildung den Neger verdirbt. In dem Unterrichtsplan der Eingeborenenchule muß die Handarbeit einen hervorragenden Platz einnehmen. In Kamerun hat das Gouvernement diesen Standpunkt dadurch anerkannt, daß es für jeden regelmäßig arbeitenden Schüler eine Unterstützung in Aussicht stellt.

Aber zeigt sich nicht grade hierin, daß die Missionare „Geschäftsleute sind wie die Pflanzler auch?“ Front gegen den missionarischen Kapitalismus! „Die Missionen haben Mittel an der Hand, die im kolonialen Leben keinem andern Faktor zur Verfügung stehen.“ „Man braucht nur die vielen Missionsblättchen zu lesen, um zu ermessen, wie das Geld da haufenweise zusammenströmt.“ Ob der Herr Verfasser den Jahres- und Rechnungsbericht auch nur einer Mission durchgelesen hat? Er scheint übersehen zu haben, daß verschiedene große Gesellschaften in den schwersten finanziellen Schwierigkeiten stehen und angesichts der Fehlbeträge zu Einschränkungen genötigt sind. Das deutsche Volk hat indessen angefangen, diesen Verhältnissen Rechnung zu tragen und durch die Missions-Spende zum Kaiserjubiläum gezeigt, daß es die Mission auch als eine nationale Pflicht anerkennt, die nicht unerfüllt bleiben darf. Der Wert der Behauptung, „daß der Missionsberuf seinen Mann nährt und z. B. in Süd-West-Afrika die reichsten Leute eine Zeitlang Missionskinder waren“, erhält dadurch eine eigentümliche Beleuchtung, daß die Missionare überall ein weit geringeres Gehalt beziehen als irgend ein Angestellter auf gleicher Bildungsstufe im Staatsdienst oder in privaten Betrieben. Wenn einzelne Missionare persönliches Vermögen hatten und ihre Töchter als reiche Partien begehrt wurden, so hat das mit der Mission nichts zu tun.

In Süd-West-Afrika sollen sich ferner die „außerordentlich geringen Leistungen der Mission gezeigt haben, wo offenkundig wurde, daß die Missionare keine Kenntnis von der Stimmung der Eingeborenen hatten. Da ist etwas mehr Bescheidenheit am Platze.“ Damit wird also die Forderung erhoben: „Front gegen die Unbescheidenheit der Mission!“ Wie liegen die Verhältnisse in Wirklichkeit? Ganz abgesehen davon, daß die Rheinische Mission der deutschen Herrschaft in Süd-West-Afrika die Wege geebnet hat, so haben die Missionare lange vor dem Aufstand immer wieder darauf hingewiesen, daß man bei der wachsenden Unzufriedenheit der Eingeborenen auf einen Aufstand gefaßt sein müsse. Man hat ihre Warnungen überhört, dann aber ihnen Vorwürfe gemacht, als sie, wie alle andern Europäer im Schutzgebiete durch den Ausbruch des Aufstandes überrascht wurden. Während des ganzen Aufstandes haben die Missionare der Regierung wesentliche Dienste geleistet, namentlich durch die Sammlung und Zurückführung der zerstreuten Herero. Ihre Verdienste sind nicht nur wiederholt vom Gouverneur von Lindequist, sondern auch durch den Reichskanzler von Bülow im Reichstage anerkannt worden; verschiedene Missionare erhielten Ordensauszeichnungen. — Auf die Bedeutung des kolonialen Missions-Schulwesens ist in der letzten Zeit wiederholt hingewiesen worden. Erinnert sei nur daran, daß gegenwärtig 3195 Missionschulen mit 167 000 Schülern vorhanden sind gegenüber 112 Regierungsschulen mit 7000 Schülern. Zur Erhaltung dieses großen Schulbetriebes leistet die Regierung bis jetzt sehr geringe Zuschüsse, die in gar keinem Verhältnis zu den Unterstützungen stehen, welche die englische und holländische Kolonialregierung zahlen. Eine Erhöhung dieser Beiträge eintreten zu lassen, liegt im eigensten Interesse der Regierung, da eine kulturelle Hebung der Bevölkerung der ganzen Kolonie zugute kommt.

Wenn endlich Front gegen den Mangel an Offenheit bei der Mission gemacht wird, da man „die Ausbreitung des Islam in Deutsch-Ostafrika ungeheuer übertrieben“ hat, jetzt aber schweigt, wo der neueste offizielle Jahresbericht über die Schutzgebiete eine drohende islamische Gefahr in Abrede stellt, so sei nur darauf hingewiesen, daß noch am 17. Februar auf der Halleschen Missionskonferenz der gründliche Kenner der ost-afrikanischen Verhältnisse, Missions-Direktor Lic. Axenfeld, Berlin, auf das Wachstum des Panislamismus nachdrücklich aufmerksam machte. Bestände keine Gefahr für die durchaus unerwünschte Islamierung von Deutsch-Ostafrika, so

hätte gewiß nicht kürzlich die Deutsche Kolonial-Gesellschaft einen namhaften Beitrag für ein Zentral-Seminar zur Ausbildung christlicher Lehrer bewilligt.

Darum nicht Front gegen die Mission, sondern Front gegen die Missions-Unkenntnis, aus der solche Angriffe hervorgehen. Dieselben waren jezt umso weniger motiviert, als die letzten Reichstagsdebatten sich an Eingaben der religiös und politisch völlig neutral stehenden Gesellschaft für Eingeborenenschutz sowie an einen Protest Kameruner Kaufleute gegen die Plantagen knüpften. Dr. Rohrbach hat völlig Recht, wenn er kürzlich schrieb, daß unsere Kolonien jezt eine gedeihliche Entwicklung dreierlei nötig hätten: „Eisenbahnen, Aerzte, Missionare!“

Das deutsche Institut für ärztliche Mission in Tübingen

erläßt einen Werberuf, in welchem es um die zum Bau des Tropengeneesungsheim noch fehlende Summe von 100 000 Mark alle Freunde der Mission bittet. Bekanntlich arbeitet das Tübinger Institut für ärztliche Mission auf drei Wegen daran, geeignetes Personal für den missionsärztlichen Dienst zu gewinnen und vorzubilden. Zuerst widmet man sich der Ausbildung von Missionsärzten mit voller medizinischer Schulung. Im Winter 1912/13 wohnten 22, im Sommersemester 1913 sogar 27 Mediziner im Tübinger Institut, die sich fast alle später dem Berufe eines Missionsarztes zu widmen gedenken. Einer dieser Missionsmediziner, der sein Staatsexamen in Tübingen bestand, schrieb seine Doktordissertation, die erste, die aus dem Institut hervorging, über eine selten beobachtete Tropenkrankheit. Als zweite Aufgabe liegt der ärztlichen Mission in Tübingen ob, Missionaren in 10¹/₂ monatigen, von Mediziniern geleiteten Kursen eine genügende Ausbildung in praktischen medizinischen Hilseleistungen zu geben. Die Mehrzahl der in Tübingen ausgebildeten Missionare ist bereits in deutschen Kolonien und Schutzgebieten an der Arbeit. Drittens werden Krankenschwestern und Hebammen für Missionszwecke ausgebildet. Von diesen sind bereits 14 segensreich in deutschen Kolonien tätig. — Dies sind die Ziele der ärztlichen Mission, über deren edles und selbstloses Wirken man viel zu wenig unterrichtet ist. England bringt für diesen Zweig der Mission jährlich über zwei Millionen Mark auf, die deutschen Vereine für ärztliche Mission nehmen nur im Jahre 150 000 Mark ein. Trotzdem sind die Aufgaben in unseren Kolonien womöglich noch dringender, als die auf englischen Missionsgebieten. Aus der Nationalspende zum Regierungsjubiläum des deutschen Kaisers flossen der Tübinger ärztlichen Mission 100 000 Mark zu. Die eine Hälfte dieser Summe muß, da ja die Nationalspende nur zugunsten der deutschen Kolonien bestimmt ist, zur Ausbildung von Missionsärzten für die Kolonien verwendet werden, die andere Hälfte wurde frei für das Tropengeneesungsheim, das ja auch gerade der Mission in den Kolonien große Dienste leisten wird. Hierzu kommen die schon gesammelten 115 000 Mk. Within beläuft sich die vorhandene Bauumme auf 165 000 Mk., 230 000 Mk. kostet aber der Bau ohne innere Einrichtung und ärztliche Ausstattung. Ein hochherziger Freund der Sache beschaffte das Geld für den in idealer, sonniger Lage liegenden Bauplatz. Nun wird an alle Freunde der ärztlichen Mission, dieses so äußerst wichtigen Faktors, die herzliche und dringende Bitte ausgesprochen, mindestens 100 000 Mark für den Bau und die nötigste innere Einrichtung durch Liebesgaben zu beschaffen. Bis Ende 1914 soll zugunsten unserer kranken und erholungsbedürftigen Missionsleute der Bau unter Dach sein. Stiftungen für die Einrichtung von Krankenzimmern von je 1000 Mark, ebenso Freibettstiftungen wären sehr erwünscht. Die vollständige Belegung eines Bettes mit Einrechnung von Medikamenten, Verbandstoffen, Bädern kostet 1700 Mark jährlich. Dies entspricht dem Zinsgenuß eines Kapitals von etwa 50 000 Mark. An alle Kolonialfreunde, die Verständnis dafür haben, daß man ein Kolonialvolk nur sein kann, wenn man bereit ist, auch für die Kolonien Opfer zu bringen, geht die Bitte zum Sammeln. Die deutschen Frauen, die für die missionsärztliche Tätigkeit der deutschen Frau Interesse und namentlich für das Los der unglücklichen mohammedanischen Geschlechtsge nossin Mitgefühl haben, werden gebeten zu geben. Endlich werden alle Menschenfreunde, denen die furchtbare, durch Unwissenheit und Unstille, durch heidnischen Aberglauben und mohammedanischen Fatalismus erzeugte Krankheitsnot der Kolonialvölker zu Herzen geht, um ihr Scherflein gebeten.

Wie Staatsmänner ihr Urteil über die Mission abgeben.

Vor 100 Jahren noch bezweifelte ein englischer Bischof, wie viele seiner Zeitgenossen, den Erfolg und auch die Notwendigkeit der indischen Heidenmission; der Herzog von Wellington wies ihn damals auf das Wort Christi hin: „Gehet hin in alle Welt und lehret alle Völker.“ Heute erkennen alle Nationen die Erfolge der Mission an. Mac Kintley, der Präsident der Vereinigten Staaten, bezeichnete die Geschichte der Mission als „von erschütterndem Interesse und wunderbaren Erfolgen“. Für ihn waren die Missionare die Helden der Welt, und er meinte, daß die Opfer, welche sie in ihrem Edelmute brachten, eins der ruhmvollsten Blätter der Weltgeschichte füllen. Der frühere Kanzler Fürst Hohenlohe äußerte sich dahin, daß die Regierung durch die christlichen Missionsgesellschaften ganz erheblich unterstützt würde und auf ihre opferfreudige Tätigkeit nicht verzichten möchte. Die Missionen seien auf alle Weise zu fördern, ohne ihre segensreiche Tätigkeit würde das ganze Kolonialwerk in Frage gestellt. Ohne die Missionsarbeit würde die Besitzergreifung Deutsch-Südwestafrikas illusorisch gewesen sein, ein Akt auf dem Papier. „Die Arbeit der Händler, Industriellen und Gelehrten kommt ihr gegenüber gar nicht in Betracht“, äußerte der 1. Gouverneur des Landes, General von Francois. Deutschland und das deutsche Volk schulde diesem selbstlosen Zweige der Zivilisation den größten Dank. Auch Erzherzog Dornburg nennt die Missionen eine wichtige Stütze und Hilfe der Regierung. Im japanischen Regierungsblatt wird gesagt, wie das auch von leitenden japanischen Staatsmännern wiederholt wird, daß Japan seine Entwicklung zu einer Großmacht ersten Ranges nur der durch die Mission verursachten Bewegung zu danken habe. Durch die Errichtung von Schulen, die Predigt des Evangeliums seien die Geister der Japaner veredelt und ihre Sitten gehoben worden. Für Japan sind die Prinzipien des Christentums am passendsten. Leitende Staatsmänner Chinas sagen, daß es ein Segen für China sein würde, die Bibel und das Christentum ins Land zu bringen. Das Ansehen der christlichen Missionen steigt mit jedem Tage mehr. Der frühere Gouverneur von Kiautschou nennt die Mitarbeit der Missionen und ihrer sprachkundigen Missionare bei dem Spröden Shantung-Volke unschätzbar, er stellt mit Genugtuung fest, daß er unter den Missionaren viele echte Persönlichkeiten kennen gelernt habe. Für den deutschen Staatssekretär Dr. Solf ist missionieren soviel wie kolonisieren.

Herr Taft's Urteil über die auswärtige Missionsarbeit.

Die bekannte amerikanische Jugendschrift „The Youth's Companion“ bringt einen Artikel von Expräsident Wm. H. Taft, in welchem er sich in höchst anerkennender Weise über die Verdienste der Missionare im Orient äußert. Dieses Zeugnis hat aus mehreren Gründen einen besonderen Wert. Fürs erste wird nach Ansicht des in St. Louis erscheinenden „Friedensboten“ niemand behaupten, daß der Expräsident für das Werk der Aeußeren Mission voreingenommen ist, und zum andern hat er während seines vierjährigen Aufenthalts auf den Philippinen reichliche Gelegenheit gehabt, näher mit dem Werk der Missionare bekannt zu werden und die Früchte ihrer Arbeit zu beobachten.

Herr Taft sagt, daß, während er nicht alles gut heiße, was Missionare getan haben, und manche derselben zuweilen auch zu impulsiv sind und nicht mit genügender Ueberlegung handeln, er sich doch infolge seines Aufenthalts auf den Philippinen und seiner persönlichen Bekanntschaft mit Missionaren berechtigt fühle, zu sagen, daß diese im allgemeinen Personen von bestem Charakter und hoher Ausbildung sind. Sie hegen hohe Lebensideale und sind bereit, große Opfer zu bringen für die Sache, die sie vertreten. Sie sind mit den Eigenschaften der Eingeborenen, unter denen sie wirken, gut bekannt, lernen ihre Sprache und schlagen meistens praktische Wege ein. Aus ihrer vielseitigen Tätigkeit ist schon zu sehen, wie praktisch sie zuwege gehen.

Bezugnehmend auf das Missionswerk auf den Philippinen sagt Herr Taft:

„Durch die Kirchen und Hospitäler, welche auf den Philippinen errichtet worden sind, ist die Lage des Volkes im allgemeinen gehoben und die Schmerzen vieler Menschen sind gelindert worden. Die volle Bedeutung des Missionswerkes kann man nicht erkennen, bis man in einem solchen Lande an der

Spitze der Regierung steht, wie ich das Vorrecht hatte, es vier Jahre lang auf den Philippinen zu tun. Durch diese Erfahrungen haben sich meine Anschauungen betreffs der Bedeutung des Missionswerkes im Auslande als ein Mittel zur Ausbreitung christlicher Zivilisation radikal geändert. Ich nehme daher jede Gelegenheit wahr, meine Ansicht über dieses Werk auszusprechen, um eine Sache zu unterstützen, welche nicht nur im Interesse der christlichen Religion betrieben wird, sondern auch, um die Lage der Menschen in allen Weltteilen zu bessern."

Herr Taft macht in diesem Artikel auch aufmerksam auf die segensreichen indirekten Folgen des Missionswerkes.

"Es ist interessant", schreibt er, "wahrzunehmen, wie in den nichtchristlichen Ländern als eine Folge des Missionswerkes der Wert der einzelnen Seele als Glied der menschlichen Gesellschaft gestiegen ist. Die Stellung der Frau hat sich gehoben, und die sozialen und politischen Zustände sind im allgemeinen besser geworden. Die Früchte der Missionsarbeit nach dieser Richtung hin stehen in keinem Verhältnis zu der Zahl der Bekehrungen. Mit der Uebersetzung der Heiligen Schrift und der Schöpfung einer christlichen Literatur kommt die Einführung der Druckereien, und auf diese folgen andere Industrien. Die Missionare waren es auch, die auf den Philippinen und in andern Ländern den Eingeborenen Anleitung zur landwirtschaftlichen Arbeit gegeben haben. Das Werk der ärztlichen Mission hat ebenfalls einen heilsamen Einfluß ausgeübt. Die Hospitäler bilden Mittelpunkte, von denen segensreiche Einflüsse nach allen Richtungen hin ausgehen. Wenn auch manche „Reis-Christen“ sein mögen und viele sich die Schulen und Hospitäler zunutze machen, ohne zum Christentum überzutreten, so kann es doch nicht ausbleiben, daß sie von dem Geist des Christentums beeinflusst werden."

In diesen Äußerungen des Herrn Taft haben wir nicht nur ein wertvolles Zeugnis von den Verdiensten der Missionare, sondern auch einen guten Ueberblick über die vielseitige Tätigkeit der Missionsgesellschaften. Es ist zu bedauern, daß weite Kreise sich nicht noch mehr mit der so reichhaltigen Missionsliteratur befassen. Auch in unsern Jugend- und Männervereinen sollte das noch weit mehr geschehen. Wer auf allgemeines Wissen Anspruch macht, muß heute auch unterrichtet sein über das Werk der Äußerer Mission, denn, wie Herr Taft hervorhebt, handelt es sich hier nicht nur um eine Propaganda des Kreuzes, sondern auch um den Fortschritt der christlichen Zivilisation. Für die religiös Gerichteten bleibt aber doch immerhin das die Hauptsache, daß des Apostels Wort heute noch wahr ist: „Das Evangelium ist eine Kraft Gottes, die da selig macht alle, die daran glauben, die Juden vornehmlich und auch die Heiden."

Ostasiatische Kultur-Ansichten.

Die Chinesen bezeichnen sich selbst als die schwarzhaarige Rasse, alle Fremden als rottöpfige Teufel. Die Bärte um das Gesicht machen uns in ihren Augen den Affen ähnlich. Sehen chinesische Kinder einen Europäer mit rotem Bart, so schreien sie laut auf, denn gerade so sieht der Struwpeter in den chinesischen Bilderbüchern aus. Einen Missionar hält man im Innern von China für einen „Spizel“, der nur kam, um sich erschlagen zu lassen, damit sein Tod irgend einer europäischen Macht dazu diene, Land an sich zu bringen. Man nimmt von ihm keine Speise, keinen Trank an, aus Furcht sich zu vergiften. Manche chinesische Frauen fürchten, sie werden behext, wenn sie eines Europäers Haus betreten, sie nehmen Anstoß an den entblößten Schultern der Gesellschaftstracht und halten anliegende Kleider, selbst bei einem Mann, für unangemessen und nur durch die Armut der betreffenden Person für erklärlich. Unsern steifen Kragen, die harte Hemdbrust, vor allem aber den Frack halten die Chinesen für höchst lächerliche Kleidungsstücke. Sehr zuwider ist ihnen auch der „Europäer-Geruch“, den sie dem Fleischeessen zuschreiben. Einem äußerst sauberen, christlichen Missionar war es überaus peinlich, daß sich die Chinesen stets die Nase zuhielten, wenn sie mit ihm sprachen. Man ist in China der festen Meinung, wir besäßen weder Religion noch Sittlichkeit oder gute Manieren, und hegten vor der Kraft nur Achtung, wenn sie durch Heere und Flotten dargestellt werde. Unser Christentum bedeute uns weniger, als ihnen die Lehre des Konfuzius. Auch im Verhältnis des Herrschers zum Untertan, des Vaters zum Sohn, des Ehegatten zu seinem Weib, des älteren zum jüngeren Bruder und des Freundes zum Freund sehen sie bei uns viel geringere Achtung. Bei ihnen hält die Familie stets zusammen, Konfuzius befiehlt, daß ein Mann Vater und Mutter anhängen und sein Weib den Eltern ebenfalls dienen solle. Die Frauen in China dürfen nicht reisen, selbst bei einem Manne betrachtet

ein Chineser öfteres Reisen wie eine krankhafte Unrast. Als sehr unmanierlich gilt bei den Ostasiaten das Nichtabnehmen der Brille vor einem Besucher. Ihm ist es äußerst zuwider, durch ein Glas betrachtet zu werden. Zeigen wir gute Manieren, so ist der Chineser sehr erstaunt, das Verstehen seiner Sprache beurteilt er mit der größten Anerkennung. Für uns sehr zweckmäßige Erfindungen gelten dem gebildeten Chinesen für mehr merkwürdig als nützlich, die Ungebildeten sehen in den meisten nur Zauberei. Die wenigen Europa besuchenden Chinesen sind keineswegs entzückt von unsern Einrichtungen, das zügellose Treiben in den Straßen und die zahlreichen Berichte von Morden und Ehescheidungen entsetzen sie. Die europäischen Gefängnisse erscheinen ihnen lächerlich komfortabel und gleichsam zu Verbrechern anreizend, unsere Schulen jedoch erwecken ihre Bewunderung. Bedenkt man indes, daß das chinesische Buch von hinten beginnt und von unten nach oben zu lesen ist, daß die Mahlzeit mit dem Dessert anfängt und mit Suppe und Reis endet, daß ein Chineser seine Kopfbedeckung aufsetzt, um Achtung zu bezeigen und seinem Gast den Ehrenplatz links an seiner Seite anweist, daß er in weiß trauert und daß stets die Weste über dem Rock getragen wird, so versteht man es, wenn man in China den Eindruck hat, bei uns stände alles auf dem Kopf.

Aus unseren Gemeinden und für unsere Gemeinden.

Blumenau. Den Herren Pastoren und evangelischen Lehrern sei mitgeteilt, daß die Ortsgruppe Hamburg des Vereins für das Deutschtum im Auslande der Evangelischen Pastorkonferenz von Santa Catharina 100 Exemplare „Präparationen für den Religionsunterricht, Teil II, von Gebrüder Falcke, biblische Geschichten“ gestiftet hat. Dazu hat der Pädagogische Verlag von Hermann Schrödel in Halle a. S. 100 „Religionsbücher für evangelische Schulen, bearbeitet von Falcke, Förster und Brendel“ geschenkt. Die Lehrer der evangelischen Schulen in Santa Catharina mögen sich an ihre Pfarrer wenden, die ihnen dann die Bücher besorgen werden.

Joinville. Am 1. Juli übernimmt Herr Direktor Pastor Jäh, der 5 $\frac{3}{4}$ Jahre die deutsche Schule in Joinville geleitet hat, die Leitung der deutschen Schule in São Paulo. Herr Direktor P. Jäh hat stets großes Interesse für die Arbeit der deutschen evangelischen Kirche in Santa Catharina gezeigt. Unsere herzlichsten Segenswünsche begleiten ihn in seinen neuen Wirkungsbereich hinein.

São Paulo. Zum Nachfolger von Herrn Pfarrer Teschendorf, der nach mehr als 9jähriger Tätigkeit in S. Paulo nach Deutschland zurückkehrt, ist Herr Pastor Friedrich Hartmann aus Mieselsdorf bei Schleiz durch den Berliner Evangelischen Oberkirchenrat bestimmt worden. Herr Pastor Hartmann, der verheiratet und Vater eines Kindes ist, war längere Zeit in verschiedenen Stellungen in Süd-Italien, Nieder-Oesterreich und Schweden — darunter vier Jahre als Hilfsprediger in Stockholm — tätig. Er hat mit seiner Familie auf dem Dampfer „Cap Roca“ am 10. Juni die Ausreise angetreten und soll am 12. Juli von Herrn Pfarrer Teschendorf in sein neues Amt eingeführt werden. — Das Frauen- und Kinderheim der „Frauenhilfe“, deren alte Räume zu klein wurden, ist nach Rua Conselheiro Tobias 9 verlegt worden. — Herr Pfarrer M. Grisebach vom Evangelischen Hauptverein für Deutsche Ansiedler und Auswanderer in Wittenhausen a. W., der sich zurzeit auf einer längeren Informationsreise durch Brasilien befindet, weilte auch mehrere Tage in unserer Hauptstadt. Er hatte den Gottesdienst am Trinitatisfest übernommen und hielt später auf die Einladung der Deutsch-Südamerikanischen Gesellschaft im Klub „Germania“ einen überaus fesselnden Vortrag über das Thema: Das Auswanderungsproblem und die Einwanderung in Nord- und Süd-Amerika. — Am Ostersonntag wurde im zahlreich besuchten Gottesdienst ein von den Herren Warnede und Scheel, ihrer Kirche geschenkter Taufstein geweiht, der in seiner prächtigen Ausführung ein Prachtstück der Kirche bildet. Der Weiherede des Pfarrers lag 1. Mos. 28, 11b–13a zugrunde. Nachdem dann der Stein mit einem herzlichen Dank an die Geber als Taufstein übernommen war, wurde er gleich vor versammelter Gemeinde mit einer Taufe in seinen heiligen Dienst gestellt. Verschönt wurde die Feier durch den stimmungsvollen Gesang Frau Meyers: „O wie selig ist das Kind, das der Herr in Schutz genommen.“ (Mendelssohn.)

Brusque. Herr Pfarrer G. Hobus, der in diesen Tagen die Rückreise nach Deutschland angetreten hat, entbietet allen Freunden und Bekannten, von denen er nicht persönlich Abschied nehmen konnte, ein herzliches Lebewohl.

Für den Familientisch.

Zittelgusts Anna.

Der Weber Zittel wohnte in dem belebtesten Teile des Dorfes, dort, wo von alters her Kirche, Pfarrhaus und Schule standen und wo sich neuerdings neben dem Bahnhofe eine Fabrik aufgetan hat. Das kleine Häuschen, welches er bewohnte, gehörte ihm nicht; er hielt Stube und Kammer nur als Mieter inne. Viel Platz brauchte er ja auch nicht, da er Witwer war und nur ein einziges Kind besaß: die zwölfjährige Ann. Ehemals war die Familie freilich stärker gewesen. Im Laufe ein und desselben Jahres waren dem Manne die Frau und zwei blühende Kinder weggestorben, ihn mit dem jüngstgeborenen fränkischen Mädchen allein lassend. Die Gesunden waren gegangen und die Schwächlichen zurückgeblieben.

Zittelgust stammte aus einer Familie, die seit ungezählten Generationen sich den Lebensunterhalt durch Handweberei verdiente. Er war ein langer, hagerer Mann mit schmaler Brust, völlig bartlos, die hohe Stirn über den tiefliegenden Augen setzte sich in eine glänzende Platte fort. Nur im Genid hing ihm von einem Ohr zum anderen ein schmaler ausgefränkter Kragen dunklen Haares als letzter Rest ehemaliger Pracht. Der Kopf glich dem eines Gelehrten; aber es war Entbehrung, schlechte Ernährung, Stubenluft, nicht geistige Arbeit, was diesem Gesichte den Stempel der Vergeistigung aufgedrückt hatte.

Man mußte den Mann gehen sehen: die Schultern zusammengezogen, den Kopf geduckt, die Knie gekrümmt, und man verstand, daß er Armut, Elend und Unverstand vergangener Geschlechter an seinem erschlafften, ausgemergelten, knochen schwachen und bleichsüchtigen Leibe abbüßte.

Zittelgust war als echter Weberabgesagter Feind der frischen Luft. Der muffige Dunstkreis der niederen Holzstube, in der vom frühen Morgen an gegessen, gekocht, gewirkt, getrieben und gespult wurde, bedeutete ihm altgewohntes und geliebtes Lebenselement. Wie etwas Kostbares, ja Geheiligt, wurde diese Luft gehütet; Tür und Fenster, durch die sie hätte entweichen können, blieben Sommer und Winter hindurch sorgfältig verschlossen.

Man ging den ganzen Tag in Hemdärmeln, barfuß oder in Holzpantoffeln einher. Stiefel, Rock und Kopfbedeckung wurden eigentlich nur zum Kirchgang angelegt. Selbst zum Nachbar über die Straße sprang man in dieser unvollkommenen Bekleidung, wenn nicht vorgezogen wurde, das Schiebefenster zu öffnen, das nur so groß war, den Kopf hinauszustrecken, um auf diese Weise Neugier und Klatchsucht zu befriedigen und den Bedarf an wissenschaftlichen Ereignissen und Nachrichten einzuziehen.

Der Webermann war glücklich und zufrieden bei dieser Art Leben. Der Tod seiner Frau und der beiden Kinder hatte er längst verschmerzt. Zittelgust war Philosoph. Sie hatten eben etwas zeitiger dran glauben müssen, tröstete er sich. Um die Frau grämte er sich noch am meisten; sie fehlte ihm besonders anfangs sehr empfindlich im Hauswesen. Die beiden Kinder aber vermisse er kaum. Sie hatten ihm mehr Not und Sorge gemacht als Freude. Für den Armen fällt es eben schwer ins Gewicht, wieviel Menschen an seinem Tische niedersitzen. Jetzt, wo die Familie klein war, ließ sie sich auch billiger ernähren. Er hatte in den letzten Jahren sogar anfangen können, von seinem Weberverdienst zurückzulegen, woran vordem nicht zu denken gewesen.

Anna, sein einziges überlebendes Kind, machte ihm wenig Not. Sie war ein kleines, blasses, schmales Ding, der Körper in der Entwicklung stark zurückgeblieben, während das Gesicht mit seinen ausgearbeiteten Zügen den Eindruck der Frühreife hervorrief. Aus großen, verständigen Augen blickte die Zwölfjährige in die Welt, maß kritisch alle Erscheinungen, die in ihren Gesichtskreis traten, mit ihrem altklugen Kinderurteil. Ihr schmaler Mund verzog sich leichter zu einem spöttischen Lächeln, als daß er ein fröhliches Gelächter oder Schreien hätte hören lassen. Denn dieses junge Geschöpf, das nur die Weberstube, ein Stückchen Dorfstraße und die Schulbank kannte, hatte doch ein fertiges Weltbild im Kopfe, war ein kleiner selbstbewußter, spröder, scharf beobachtender und scharf urteilender Mensch.

Jung, wie sie war, hatte Anna schon mancherlei durchgemacht. Sie war das Sorgenkind der Mutter gewesen, von ihr verwöhnt und verhätschelt, von den älteren Geschwistern eher scheel als freundlich angesehen und gelegentlich gnedt und gequält. Dann mit einem Male durch der Mutter Tod verwaist und als einziges Kind eine viel wichtigere Person als vordem.

Sehr bald wurde sich Anna ihrer besonderen Stellung bewußt. Schon in zartem Alter übernahm sie ihren Vater. Der Witwer war ängstlich von Natur, ratlos, zaghaft und in allem, was nicht sein Gewerbe betraf, unbeholfen. Er bedurfte der Abwartung und Fürsorge, war gewöhnt, daß ihm jemand das Essen zubereitete, sich um seine Kleidung kümmerte, alles, was nötig, herbeischaffe und bedenke, während er vom frühen Morgen bis in die sinkende Nacht am Webstuhl saß und wirkte.

Die kleine Anna nahm nach und nach die Führung des Hauswesens an sich. Große Kochkünste waren eben nicht nötig. Frühmorgens Haferschleim, mittags Kartoffeln und Herings-tunkte, im besten Falle gab es mal Speck dazu oder Wurst, abends wieder Kartoffeln mit Salz und Schmalz; die übrigen Mahlzeiten wurden mit Butterschnitten und Kaffee bestritten.

Früh, ehe Anna zur Schule ging, setzte sie das Essen an, schärfte dabei dem Vater ein, daß er gelegentlich nachlege und den Topf rüde. Wenn sie wiederkam, füllte sie dann die Speise um in die große runde Schüssel, aus der sie tagaus, tagein gemeinsam aßen. Den trüben und herzlich dünnen Kaffee trank man dazu aus braunen Henkeltöpfen. Zwar besaß man Teller und Tassen; Blumen waren darauf gemalt, Rosen und Bergklee meinnicht, auch mancher sinnige Spruch in Goldschrift. Wohlverwahrt standen solche Kostbarkeiten im Spind; aber nur zum Staatmachen waren sie da. Auf den Gedanken, dergleichen zum Essen und Trinken zu benutzen, wäre man niemals gekommen.

Bei diesen beiden Menschen drehte sich von früh bis spät alles um die Weberei. Zittelgust arbeitete für einen Fabrikanten, der eine größere Anzahl Handweber beschäftigte. Da der Weber sich um nichts weiter zu kümmern brauchte als um die Leinwand, die er gerade auf dem Stuhle hatte, da keine Feldarbeit, keine andere Hantierung ihn abzog, brachte er eine Menge vor sich. Die kleine Anna stellte ihm auch darin eine tüchtige Gehilfin. Zwar zum Wirken war sie zu schwächlich, aber das Treiben und Spulen hatte sie schon früh gelernt. Auch beim Andrehen und Scheren ging sie dem Vater zur Hand, wie beim Aufbäumen der Kette. War aber einmal das Garn verworren oder der Faden gerissen, dann verstand sie es mit ihren geschickten kleinen Fingern wie niemand anders, das Ganze wieder in Schuß zu bringen.

In allen schwierigen Fragen verließ sich der Vater auf sie. Zittelgust war zwar durchaus nicht etwa dumm, aber die angeborene Mangelhaftigkeit hinderte ihn häufig, von seinem Verstande Gebrauch zu machen.

Wenn nicht die kleine Anna gewesen wäre, hätte er sich von aller Welt übers Ohr hauen lassen. Aber das Kind war auf dem Posten. Anna paßte auf, daß der Kaufmann den Vater nicht überteuere, sie kümmerte sich darum, ob der Fabrikant die entsprechende Menge Garn geliefert habe, und daß dem Weber bei Ablieferung der Leinwand keine ungerechtfertigten Abzüge gemacht würden.

Bei alledem versäumte das Kind seine Schulpflichten nicht. Anna Zittel war eine der besten Schülerinnen der Dorfschule. Sie schrieb eine saubere Handschrift, rechnete fix und konnte ihre Gesangbuchlieder und Bibelsprüche so gut auswendig, daß man sie mitten in der Nacht hätte wecken können, und auf das betreffende Stichwort würde sie Vers oder Lied heruntergeschmurt haben, wie der Leierkasten sein Stücklein.

Sie war daher ein besonderer Liebling der Lehrer und wurde den anderen Mädchen immer als Beispiel von Fleiß und guten Sitten vorgehalten. Vielleicht war ihr Verdienst dabei nicht so groß; schwächlich wie Anna war, konnte sie an dummen Streichen kaum teilnehmen. Und das Lernen wurde ihr eben leicht.

Anna war sich bewußt, etwas Besonderes zu sein. Mit

stillen Verachtung blühte sie auf die anderen, minderbegabten Mädchen herab; die Jungen aber, die auf der anderen Seite der Schultube saßen, waren ihr wegen ihrer Begriffsstutzigkeit lächerlich und wegen ihrer Unmanierlichkeit ein Greuel.

Sie las gern und war die fleißigste Kundin der Schulbibliothek. Die Bücher, die sie von dort mit nach Haus brachte, pflegte sie abends ihrem Vater vorzulesen. Der hatte, wenn er tagsüber am Webstuhl saß, bei seiner mechanischen Treterarbeit Zeit genug, das Gehörte weiter auszugrübeln und zu Ende zu spinnen.

So lebten diese Menschen glücklich und zufrieden miteinander. Zittelgust vermischte das verstorbene Weib kaum noch; seine Anna ersetzte ihm die Lebensgefährtin vollauf. Daß ihn das Töchterchen ein wenig tyrannisierte, empfand er nicht unangenehm; er wollte es gar nicht anders haben.

Der altergebräunte Webstuhl aber in der Ecke, der nun schon der dritten Generation diente und manches Tausend Ellen Ware geliefert haben mochte, ließ unter dem gleichmäßigen Treten des Webers seinen altmodischen Rhythmus erklingen. Da rakte das Trittschmelgeschlinge, die Schütze sauste geschäftig hin und her und schlug schütternd in die Kammer, und die Lade brummte und dröhnte, daß man schon von weitem auf der Dorfstraße des Meisters regen Gleiß an der Melodie erkannte, die sein Webstuhl sang.

Selten kam mal jemand zu Besuch. Bei Zittelgust gab's wenig zu holen, das wußten die Nachbarn.

Nur eine Person kam häufiger ins Haus, das war die Röttschen. Sie war eine Handelsfrau. Ihr Mann besaß draußen am Walde ein Häuschen mit etwas Feld dazu. Die Röttschen hatte kein leichtes Leben. Ihr Mann war ein Bruder Lieberlich und Trinker. Sie mußte ihn mitsamt den beiden Kindern erhalten. Wenn sie nicht auf dem Felde arbeitete, dann fuhr sie im Lande umher und handelte mit Schürzenzeug, Haiderstoff, Bändern und Leinwandresten, die sie billig aufkaufte und mit Profit loszuwerden suchte. Viel kam dabei nicht heraus; denn was sie etwa auf den Preis schlug, das mußte sie wieder für Eisenbahnfahrt und Schlafquartier an den fremden Orten ausgeben. So kam sie trotz aller Betriebsamkeit auf keinen grünen Zweig, aber sie erhielt sich und die Ihrigen doch wenigstens am Leben.

Mit Zittelgust war die Röttschen von Jugend auf gut bekannt. Sie stammten von einem Jahrgang, hatten in einer Klasse zusammengesseßen, waren an einem Ostern konfirmiert worden.

Der Grund, weshalb die Handelsfrau so oft bei ihrem Freunde Zittel einkehrte, war ein praktischer: sie brauchte einen Platz zum Aufstapeln ihrer Ware. Statt die Ballen, Säcke und Stüde bis ans Ende des Dorfes, wo sie wohnte, hinauszuschleppen, ließ sie sie lieber hier in der Nähe des Bahnhofes. Bei Zittelgust war die Ware gut aufgehoben; der Weber nahm auch kein Lagergeld, wenn die Handelsfrau müde und hungrig von der Reise zurückkehrte, durfte sie sich in dieser Herberge ausruhen und wärmen, so lange sie wollte, und wenn es der Zufall oder die gute Nase der Röttschen wollte, daß sie in eine Mahlzeit fiel, dann bekam sie reichlichen Anteil von dem, was gerade auf dem Tische stand.

Dafür erzählte sie dann dem Weber, der nie aus seinen vier Pfählen herausgekommen war, wie es draußen in der Welt zugehe, wie schlecht die Menschen seien, welche Schwierigkeiten man habe, sein Geld von den Kunden hereinzubekommen, und welche Listen man anwenden müsse, um ehrlich durchzukommen. Auch die Sehenswürdigkeiten in den Städten wußte sie mit beredtem Munde zu schildern, gelegentlich auch flocht sie mal die Schilderung eines schrecklichen Unglücksfalles ein. Zittelgust hörte ihr mit offenem Munde zu; ihre Besuche bedeuteten ihm willkommenen Zerstreuung. Die Röttschen mit ihren Erzählungen ersparte ihm das Halten einer Zeitung.

Lina Röttsche war eine derbe, rotwangige, kerngesunde Frau. Unverdorren und strupellos schritt sie durchs Leben. Jede Gelegenheit verstand sie auszunutzen, alles, auch das Geringsste, zu Rate zu ziehen. Wo hätte sie sonst bleiben sollen mit einem verschuldeten Grundstück, einem Mann, der trank, und Kindern, die noch nicht aus der Schule waren! — Sie hatte neben ihrem Hausierhandel noch einige kleine Nebenbeschäftigungen, die gelegentlich was abwarfen, so das Vermieten von Mägden an Bauern oder von Kinder mädchen und Ammen in die Stadt. Auch mit Heiratsvermittlern gab sie sich ab, wenn es gerade in den Gang der Geschäfte paßte. Kurz, die

Röttschen war eine vielbeschäftigte, vielerfahrene Person, die nicht leicht etwas verblüffte oder ratlos fand.

Anna liebte die Freundin des Vaters nicht. Jedes Butterbrot, jede Tasse Kaffee, welche die Handelsfrau bei ihnen verzehrte, war in Annas Augen unverantwortliche Verschwendung. Daß der Vater so viel Gefallen fand an der Unterhaltung mit der Person, paßte ihr ganz und gar nicht. Anna war eifersüchtig, fühlte sich beeinträchtigt in dem, was sie für ihr alleiniges Recht ansah. Instinktiv witterte das Kind in dieser Frau eine Rivalin und lehnte sich gegen den fremden Einfluß, von dem sie ihr Machtgebiet bedroht sah, auf. Daß die Röttschen allenthalben Versuche machte, ihre Freundschaft zu gewinnen, änderte nichts an Annas ablehnendem Verhalten. Das Kind ließ sich so leicht nicht foppen.

In der letzten Zeit klagte die Röttschen oft, wenn sie bei ihrem Freunde Zittelgust einkehrte, über schlechten Geschäftsgang. Auch daheim hatte sie viel Sorge und Not. Der Mann trieb es schlimmer denn je, in der Betrunktheit schlug er alles kurz und klein. Ihre beiden Kinder, die nun aus der Schule waren, hatte sie in die Stadt getan, den Jungen als Lehrling, die Tochter als Dienstmädchen. Das bedeutete eine Erleichterung, aber auf der anderen Seite fehlten ihr diese Hände in der Hauswirtschaft und auf dem Felde. Alles blieb da liegen; denn der Trunkenbold von Mann saß in der Schenke und wollte keine Arbeit anrühren.

Eines Tages nun kam die Röttschen in ungewöhnlicher Erregung zu Zittelgust herein. Sie war auf dem Wege zum Standesbeamten und zum Pastor. Ihr Mann war die Nacht zuvor im Säufersdelirium gestorben. Die Trauer der Jungverwitweten war zwar anscheinend nicht groß; immerhin brachte sie anstandshalber ein paar Tränen hervor, wohlbedacht, ihren Vorrat nicht vorzeitig zu erschöpfen. Denn sie brauchte deren noch im Pfarrhause und verschiedenen Freunden und Bekannten gegenüber.

Zum Begräbnis ging Zittelgust selbstverständlich mit. Anna hatte ihm den langschössigen Kirchenrock und den abgeschabten Zylinder ausbürsten müssen. Das Mädchen stand am Fenster, als der Zug vorbeikam. Ihrem Blide entging nichts. Sie sah die Röttschen hinter dem Sarge schreiten, schwarz angetan, das weiße Taschentuch vor den Augen, — wie es sich für die Witwe schickt, — der Vater schritt unter den Nachbarn.

Dem Kinde war nicht wohl zumute. Ohne daß sie recht den Grund dafür gewußt hätte, sagte ihr eine dunkle Ahnung, daß für sie nunmehr böse Zeiten kommen würden.

Der Vater kam spät heim. Er war in einem Zustande, den sich Anna zunächst gar nicht erklären konnte. Er sang und erzählte allerhand verworrenes Zeug. Bis das Mädchen, als sie ihm den Kirchenrock abnahm, am Geruche merkte, daß er Schnaps getrunken habe. Sie hatten den Hingang des Säufers in der Schenke gebührend gefeiert.

Fortan kam die Röttschen öfters noch als vordem; war sie doch nun verwitwet und in ihrem Tun und Lassen unbehindert.

Nicht bloß, um sich ein wenig auszuruhen, ihre Sachen abzulegen und eine Stärkung zu sich zu nehmen, sah man die Handelsfrau jetzt bei ihrem Freunde ein und aus gehen, auch außer der Zeit kam sie, blieb stundenlang; und manchmal sahen neugierige Augen sogar des Abends spät die Witwe das Haus des Witwers verlassen. Man fing an, über die beiden zu sprechen.

Der Weber Zittel begann seine Angewohnheiten völlig zu ändern. Er kaufte sich einen neuen Anzug. Beim Weben trällerte er allerhand lustige Melodien vor sich hin. Des Abends ging er jetzt häufig aus, und Anna konnte nicht von ihm erfahren; wo er sich dann hinbegebe. Aber in ihrem klugen Kopfe brachte sie seine Ausgänge zusammen mit jener Frau, die sie niemals hatte leiden können.

Ein Gefühl großer Bitterkeit bemächtigte sich der Kindesseele. Die Kleine fühlte sich verdrängt, entthront. Den Vater zu pflegen, stets um ihn zu sein, ihn zu leiten und für ihn zu sorgen, war ihr gutes Recht und ganzes Glück gewesen. Nun wollte ihn ihr eine andere abspenstig machen! —

Anna machte kein Hehl aus dem, was sie empfand. Sie behandelte den Vater barsch und unfreundlich, seit der sich mit Röttschen so tief eingelassen. Zittelgust hatte dem Kinde gegenüber kein gutes Gewissen. Wenn er des Nachts spät zurückkam, stahl er sich ins Bett wie ein Sünder, um Annas Fragen, wo er gewesen, zu entgehen.

(Fortsetzung folgt.)

Liebesgaben.

Gabenliste zum Bau der deutsch-evangelischen Schule in Gaspar.

Frau Selinke 5 \$; Frau J. Bauer jr. 10 \$; João Bauer sen. 5 \$; N. N. 2 \$; J. Bauer 2 \$; B. Schmitt 5 \$; H. Riedel 2 \$; N. Burthardt 5 \$; Miranda 2 \$; P. Bauer 2 \$; Currin 2 \$; W. Willert 2 \$; J. Heusch 2 \$; R. Zimmermann 2 \$; M. Kormann 2 \$; J. Vilain 2 \$; A. Eise 5 \$; B. Kleine 2 \$; G. Reif sen. 10 \$; D. Reif 2 \$; G. Reif jr. 2 \$; H. Eifert 1 \$; P. Küster 1 \$; C. Gettendorf 1 \$; G. de Borba 1 \$; A. B. da Silva 1 \$; P. Wagner 1 \$; J. Machado 0\$500; A. Schnaider 1 \$; F. Stein 1 \$; Amminha Affeburg 5 \$; J. Bautschauer 1 \$; C. Bautschauer 1 \$; L. Bautschauer 1 \$; D. Werner 1 \$; E. Reif 1 \$; M. Stein 1 \$; W. Weber 1 \$; Frau Kersenat 1 \$; Palomba 1 \$; Ronder & Cia. 5 \$; L. Abri 5 \$; P. Burthardt 1 \$; R. Küster 1 \$; J. Willerding 2 \$; M. Buettner 2 \$; G. Tzschel 1 \$; H. Treder 1 \$; M. Werner 1 \$; J. Hindlmayer 1 \$; C. A. Müller 1 \$; Frau Herbst 1 \$; G. Krasik 1 \$; Perisoni 1 \$; Roenid 1 \$; N. N. 1 \$; D. Lippmann 1 \$; J. Kumm 1 \$; Malburg 5 \$; F. Roehler 0\$500; Preis 0\$500; J. Brandão 1 \$; Cl. Lange 1 \$; E. Krieger 0\$500; R. Peiter 1 \$; Kunik 1 \$; Frau Malburg 5 \$; B. Hoffmann 3 \$; P. Zimmermann 5 \$; G. Hackländer 2 \$; Gall 1 \$; M. Beckmann 5 \$; J. Müller jr. 5 \$; W. Bieging 3 \$; H. Bieging 1 \$; J. Pfeifer 5 \$; L. Pannoch 1 \$; M. Fieder 1 \$; E. v. Buettner 2 \$; L. Hahnemann 2 \$; D. Odebrecht 2 \$; J. Karsten 2 \$; R. Weifert 20 \$; G. Pau-pitz 5 \$; L. Altenburg jr. 5 \$; P. Lang 4\$500; W. Leißner 5 \$; P. Rubizh 10 \$; L. da Silva 5 \$; B. da Silva 1 \$; Frau Wolfram 2 \$; J. Brito 2 \$; J. Padeo 2 \$; E. Mül-ler 2 \$; J. Ristner 1 \$; L. Martendahl 1 \$; P. Wehmuth 2 \$; H. Bieging 1 \$; Ba. Hahnemann 10 \$; A. Schnaider 2 \$; J. Schwarz 5 \$; B. Schramm 1 \$; H. Hertel 1 \$; F. Strothmann 10 \$; E. Zimmermann 5 \$; A. Büchler 5 \$; C. Böttner 5 \$; Haad 3 \$; F. Lechow 10 \$; J. Deggau 10 \$; Kirch- baumer 5 \$; A. Amaral 5 \$; J. Esser 2 \$; C. Gropp 2 \$; E. Gropp 2 \$; A. Gropp 2 \$; Dr. Jonsen 10 \$; J. Kühne 5 \$; W. Schmidt 5 \$; P. Ezeus 5 \$; Salinger 5 \$; H. Sachtleben 5 \$; P. Schmidt 5 \$; Krüger 5 \$; Pahl 2 \$; W. Behnke 2 \$; G. Pentuhn 2 \$; J. Schmidt 2 \$; F. Frengang 1 \$; E. Rielwagen 1 \$; C. Jensen 2 \$; F. Petersen 2 \$; J. Müller 1 \$; Stuker 5 \$; Rünzer 5 \$; D. Rüdiger 5 \$; F. Rinder 2 \$; A. Schrader 10 \$; R. Holek 2 \$; R. Mayer 2 \$; S. Raß 2 \$; F. Blohm 10 \$; A. Häuser 2 \$; E. Müller 1 \$; Riesel 1 \$; Anton & Boehm 2 \$; F. Lippel 1 \$; Brattig 2\$500; Moser 1 \$; R. Pauli 1 \$; N. N. 1 \$; R. N. 3 \$; E. Currin 5 \$; G. Hindlmayer 5 \$; A. Sutter 1 \$; Gebrüder Hering 10 \$; B. Brandes 5 \$; A. Weitnauer 10 \$; Baumgart 5 \$; H. Schmidt 2 \$; J. Krasik 1 \$; A. Finster 3 \$; H. Lüders 3 \$; F. Altenburg 5 \$; P. Glesch 2 \$; P. Husadel 5 \$; P. Hering 10 \$; A. Roehler 5 \$; H. Hering 5 \$; Ba. A. Kleine 5 \$; J. Propst & Cia. 10 \$; F. Riedel 2 \$; E. Gropp 3 \$; A. Zittlow 5 \$; Unterstützung durch das Hochwasserkomitee 400 \$; Unterstützung aus Deutschland 146 \$; Unterstützung des Evang. Ober-Kirchenrates in Berlin 365 \$; Unterstützung von Jordan & Gerken in Joinville 25 \$; Unterstützung von Carl Hoepke & Cia. in Desterro 50 \$; Ueberschuß von der Dampfer-fahrt zur Einweihung durch Vermittlung von Ferd. Altenburg und P. Mummelthien 95 \$; Schnaider 2 \$. Gesamtsumme 1:637\$400.

Allen gütigen Spendern dankt freundlichst:

Der Vorstand der deutsch-evangelischen Schule in Gaspar.

Adolf Altenburg, Bruno Wehmuth, Ewald Gärtenr.

Diesem Dank schließen sich an: Lehrer Rudolf Günther, Pfarrer Mummelthien.

Kirchennachrichten.

Evangelische Gemeinde Blumenau.

Sonntag, 5. Juli, vorm.: Gottesdienst in der Garcia, abends 7 Uhr: Gottesdienst in Blumenau.

Sonntag, 12. Juli: Gottesdienst in Rußland.

Sonntag, 19. Juli, 10 Uhr: Gottesdienst in Blumenau; 11 Uhr: Kindergottesdienst in Blumenau.

Sonntag, 26. Juli: Gottesdienst in Itoupava-Morte.

Sonntag, 2. August, 10 Uhr: Gottesdienst in Blumenau; 11 Uhr: Kindergottesdienst in Blumenau.

Sonntag, 9. August: Gottesdienst in Belha-Tiefe.

Jeden Montag von 2—4 Uhr findet in der Kirche zu Blumenau Religionsunterricht statt.

Pfarrer Mummelthien.

Evangelische Gemeinde Itoupava.

Sonntag, 5. Juli: Gottesdienst in Massaranduba, Schule 58.

Sonntag, 19. Juli: Konfirmation der Kinder aus Fidelis in der Kirche zu Itoupava und Feier des Hlg. Abendmahls; nachm. 2. Uhr: Kindergottesdienst.

Sonntag, 26. Juli: Konfirmation und Hlg. Abendmahl in Massaranduba, Schule bei Witte.

Sonntag, 2. August, vorm. 10 Uhr: Kindergottesdienst in Itoupava.

Sonntag, 9. August: Gottesdienst in Itoupava-Rega; nachm. 2 Uhr in Braço do Sul.

Sonntag, 16. August: Gottesdienst in Luiz Alves (Seraphim).

Sonntag, 23. August: Festgottesdienst in Itoupava aus Anlaß der Pastorkonferenz.

Pfarrer Gabler.

Evangelische Gemeinde Badenfurt.

Sonntag, 5. Juli: Gottesd. u. hl. Abendm. in Itoupavazinha.

Sonntag, 12. Juli: Gottesdienst in Fortealeza.

Sonntag, 26. Juli: Gottesdienst in Alto Rio do Testo.

Sonntag, 2. August: Gottesdienst in Badenfurt.

Sonntag, 9. August: Gottesdienst in Itoupavazinha; nachm. Testo Central, Schule bei Koch.

Sonntag, 16. August: Konfirmation und Feier des Hlg. Abendmahls in Alto Rio do Testo.

Evangelische Reisepredigt Bella Mianca.

Sonntag, 30. August: Gottesdienst in Südarm; nachm. in Matador.

Pfarrer Radlach.

Evangelische Gemeinde Timbo.

Sonntag, 5. Juli: Gottesdienst in Carijos; darnach Singen mit den nächsten Konfirmanden.

Sonntag, 12. Juli: Gottesdienst in Timbo.

Sonntag, 19. Juli: Gottesdienst in Rio Abda.

Sonntag, 26. Juli: Gottesdienst in Rio Luz (für Herrn Pfarrer Bürger).

Sonntag, 2. August, vorm. 10 Uhr: Gottesdienst in Santa Maria; nachm. 1/3 Uhr: Gottesdienst in Freiheitsbach (bei Hermann Willrich).

Pfarrer Krause.

Evangelische Gemeinde Pommerode.

Sonntag, 12. Juli: Gottesdienst in Pommerode (P. Gabler).

Sonntag, 19. Juli: Gottesdienst in Rio Serro (P. Radlach).

Sonntag, 26. Juli: Gottesdienst in Rio da Luz (P. Krause).

Sonntag, 30. August: Gottesdienst in Pommerode (P. Radlach).

Evangelische Gemeinde Brusque.

Sonntag, 5. Juli: Gottesdienst in Brusque.

Sonntag, 12. Juli: Gottesdienst in Brusque.

Sonntag, 19. Juli: Gottesdienst in Brusque.

Sonntag, 26. Juli: Gottesdienst in Brusque.

Sonntag, 2. August: Gottesdienst in Brusque.

Sonntag, 9. August: Gottesdienst in Brusque.

Pfarrer Neumann.

Evangelische Gemeinden São Bento und Humboldt.

Sonntag, 12. Juli: Gottesdienst in S. Bento u. Bechelbronn.

Sonntag, 19. Juli: Gottesdienst in Humboldt.

Sonntag, 26. Juli: Gottesdienst in S. Bento u. Serrastrafe.

Sonntag, 2. August: Gottesdienst in S. Bento.

Sonntag, 9. August: Gottesdienst in S. Bento u. Bechelbronn.

Sonntag, 16. August: Gottesdienst in Humboldt.

Pfarrer Drtmann.

Evangelische Gemeinde Florianopolis.

Sonntag, 5. Juli, vorm. 9 Uhr: Gottesdienst in Florianopolis; vorm. 10 Uhr: Unterredung mit den Konfirmierten.

Sonntag, 12. Juli, vorm. 10 Uhr: Gottesdienst in Palhoça; 11 Uhr: Christenlehre.

Sonntag, 19. Juli, vorm. 9 Uhr: Gottesdienst in Florianopolis; vorm. 10 Uhr: Kindergottesdienst in Florianopolis.

Sonntag, 26. Juli, vorm. 10 Uhr: Gottesdienst in S. Amaro; vorm. 11 Uhr: Christenlehre.

Sonntag, 2. August, vorm. 9 Uhr: Gottesdienst in Florianopolis; vorm. 10 Uhr: Unterredung mit den Konfirmierten.

Sonntag, 9. August, vorm. 10 Uhr: Gottesdienst in Palhoça; vorm. 11 Uhr: Christenlehre in Palhoça.

Pfarrer Brunow.